

30 000 Teller und verschollene Rollstühle

Schriftsteller Thomas Meyer und Historiker Jan Capol haben sich aufgemacht, sich selbst ein klares Bild von der Flüchtlingssituation in Europa zu machen. In Griechenland und auf dem Balkan haben sie vor allem sich selbst geholfen.

Fabio Lüdi

Rund um die Flüchtlingsdebatte herrscht vor allem eins: Unsicherheit. Klare Informationen sind schwer zu bekommen, können widersprüchlich oder Produkt einer bestimmten Agenda sein. Historiker Jan Capol wollte sich nicht länger mit dieser Situation abgeben: «Ich wusste nichts, auch nicht, ob alles stimmt, was in der Zeitung steht. Das gab mir ein seltsames Gefühl.» Mit «Züri 4 Refugees» hat er darum angefangen, Geld zu sammeln, um vor Ort helfen zu können. Als Ablasshandel bezeichnet Capol das scherzhaft: «Ich habe aus meinem Bekanntenkreis mehrmals gehört: «Ich bin so froh, dass du für mich helfen gehst.»»

In Österreich und Slowenien hat Capols Gruppe mit der Devise «Wir sind Schweizer, haben Geld und wollen helfen» ihre Hilfe in Camps und an Grenzübergängen angeboten. Dabei gerieten sie etwa an einen Arzt des Roten Kreuzes, der keine Medikamente mehr ausgeben konnte, weil das Budget dafür aufgebraucht war, fanden die Rollstühle wieder, die an Flüchtende ausgegeben wurden und nicht mehr retourniert wurden, und kauften 30 000 Plastiksteller, die fünf Ta-



Konnten nicht mehr zu Hause bleiben: Jan Capol (l.) und Thomas Meyer. Foto: Fabio Lüdi

ge reichten, um Flüchtlinge zu versorgen. «Haben wir wirklich geholfen? Ja. Vor allem uns selbst, wir waren nicht mehr nur Zuschauer», zieht Capol Fazit. Für ihn ist aber auch klar, dass die Situation ohne Einsatz privater Helfer nicht bewältigt werden kann.

Wenn sie nicht gehen, sterben sie

Schriftsteller Thomas Meyer war mit der Organisation Ceriba auf Lesbos und hat dort direkt die Ankunft von Flüchtlingsbooten aus der Türkei miterlebt. Wenn ein solches Boot auf der türkischen Seite auslief, gaben dies Helfer vor Ort ihren griechischen Kollegen weiter, die dann die Küste Lesbos patrouillierten, um die Ankömmlinge aufzunehmen. Seine Freundin überzeugte ihn, an einem Hilfseinsatz teilzunehmen. «Sie meinte: «Man kann nicht nicht gehen.» Und sie hatte

recht.» Gleich an seinem ersten Tag auf Lesbos sanken wegen des stürmischen Wetters zwei Boote. Viele Menschen ertranken. Laut Meyer liegt das an untauglichen Schwimmwesten, die den Flüchtenden für 250 Euro das Stück verkauft würden.

Trotz der Tragödien, die der Schriftsteller miterlebt hat, habe ihn die Reise zu einem «Hardcore-Optimisten» gemacht. «Ich sehe nur noch, was funktioniert.» Obwohl der griechische Staat beispielsweise momentan seine eigenen Probleme hat, spielten die Griechen gut mit und die Polizisten seien grösstenteils anständig und mitfühlend gewesen. Kritik übt Meyer allerdings an Plänen zur Minimierung von Anreizen für Flüchtende. «Das ist idiotisch, die Menschen werden weiter kommen. Wenn sie in ihrer Heimat blieben, würden sie sterben. So einfach ist das.»